

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1916

30.7.1916 (No. 31)

Die Pyramide

Sonntags-Beilage des Karlsruher Tagblatts.

Nr. 31

Karlsruhe, Sonntag, 30. Juli

1916

Das Gewitter.

Von Johann Peter Hebel.

Der Vogel schwankt so tief un still,
er wais nit, wo n er ane will.
Es chunnt so schwarz und chunnt so schwer,
un in de Lüfte hangt e Meer
voll Dunst un Wetter. Loos, wie's schallt
am Blauen, un wie's widerhallt!

In große Wirble fliegt der Staub
zuem Himmel uf mit halm un Laub.
Un lueg mer dört sell Wükkil a!
I ha ke große Gfalle dra;
lueg, wie mer's uusenander rupft,
wie üferals, wenn's Wulle zupft.

Se helf is Gott un bhüet is Gott!
Wie zudet's durs Gwüldch so süürrigrot!
un 's chracht un stoft, es isch e Gruus,
aß d'Fenster zitteren un 's huus.
Lueg's Büebli in der Waglen a!
Es schlooft un nimmt si nit drum a.

Si lütte z'Schlinge druf un druf,
Jee, un 's hört ebe doch nit uf.
Sell bruucht me gar, wenn's dunbere soll,
un 's lüet alm no d'Ohre voll. —
O, helf is Gott! — Es isch e Schlag!
Dört, s'isch im Baum am Gartehag?

Lueg, 's Büebli schlooft no allewill,
un us dem Dundero macht's nit vill.
Es denkt: »Das s'icht mi wenig a;
er wird jo d'Ruge by n em ha.«
Es schnüüfelet, es dräiht si holt
ufs ander Dehrii. Gunn der's Gott!

O, s'isch die helle Straife dört?
O loos! hest nit das Rasle ghört?
Es chunnt. Gott well is gnädig sil.
Göhnt waidli, henket d'Läden il!
's isch wider akarat wie fern.
Guet Nacht, du schön! Walzenern!

Es schetteret uf em Chlichbach,
un vor em huus, wie gäuscht's im Badh!
Un 's löst nit noo — daß Gott erbarm!
Jeh stimmer wider alli arm. —
Zwor hemmer au scho gmaint, 's seig so,
un doch isch 's wider besser d'oo.

Lueg, 's Büebli schlooft no allewill,
un us dem Hagin macht's nit vill.
Es denkt: »Dom Briegge löst's nit noo;
er wird mil Tall scho übrig loo.«
he jo; 's het au, so lang i's ha,
zue rechter Zyt sy Sächli gha.

O geb is Gott e Chindersinn!
's isch große Trost un Sege drin.
Si schloose wohl un traue Gott,
wenn's Spieß un Nägel regne wott.
Un er macht au sy Sprüchli woher
mit synen Englen in der Gsohr. —

Wo isch das Wetter anechoo?
D' Sunn stoh am haltere Himmel do.
's isch schier gar z'spoot; doch grüech di Gott!
»he,« salt si, »nal, 's isch no nit z'spoot,
es stoh no mengge halm im Bah
un mengge Baum un Depfel dra.«

Polktaufig, 's Chind isch au verwacht!
Lueg, was es für e Schnüüfli macht!
Es lächlet, es wais nit deroo.
S'isch, Friderli, wie's uusst do?
Der Schelm het no sy Gfalle dra.
Gang, richt' em als sy Pöppli a! —

Inhalt: Das Gewitter. Von Johann Peter Hebel. — Sommertage im Nagoldtal. Von W. E. Desterling. — Hugo Salus. Von Dr. Anselm Ruest. — Orient und Okcident. Eine Plauderei von Helene Böhlau. — Ein religiöses Volksbuch. Von R. Hesselbacher.

Sommertage im Nagoldtal.

Von W. E. Desterling.

Es kommt mehr darauf an, als man denkt, wie man in der Frühe aufwacht und ob man mit dem rechten oder dem linken Fuß zum Bett hinaussteigt. Es macht einen Unterschied, ob in unsere letzten Träume profetisches Schimpfen aus dem fünfstöckigen Hinterhaus hineinklingt, oder ländliches Vogelzwitschern und Hühnergackern. Ich preise das morgendliche Grunzen der Schweine, das Quacken der Enten, das Brüllen der Kühe nicht bloß wegen des musikalischen Genusses, sondern auch wegen der nahrhaften Aussichten, die es eröffnet. Ich preise vor allem das helltönige Krähen des Haushahnes, der auf dem Schopf neben meiner Stube das Frührot begrüßt. Er trompetet mir den Tag verheißungsvoll ein. Er weckt mich auch nie zu früh, wie daheim das Rattern der Elektrischen oder das Poltern ungefüger Lastwagen. Zwischen den zurückgeschlagenen Vorhängen, die kein neugieriges Gegenüber mich je zuzuziehen zwingt, sehe ich im Fensterrahmen eingespant das Bild des aufstehenden Tages. Unten im Tal über dem Flußlauf nebelt milchweiße Luft. In den regennassen Nächten der letzten Wochen spannt sie ein weiches, undurchdringliches Gewebe vor die kleine Weltbühne, die ich zwischen den Pforten meines Ausgucks vor mir habe. Aber mit nie versagender Pünktlichkeit schiebt der Weltmaschinenmeister das große Himmelslicht aus der östlichen Kullisse, und das vorher trüb verdunkelte Szenenhaus enthüllt sein Dasein und rollt das Drama des Tages wie ein gewaltiges Schauspiel durch die Stunden.

Herrlich entfaltet sich der Prospekt. Vom Fluß steigt, seiner Windung angepaßt, rund gewölbt, der Berg hinan. Oben krönt ihn die schlichte barocke Kirche und das hochgieblige alte Schloß mit den zwei runden Wachtürmen. Geistliche und weltliche Macht halten seit Alters das Auge über dem Gassengewirr, das sich steil an den Flanken des Berges kreuz und quer zieht. Der gotische Holzbau des Rathauses reckt sich stolz über die spitzdachige Umgebung. Seine goldzifferige Uhr leuchtet im Licht und regelt die Abschnitte der Arbeit und Ruhe. Nebenan führt eine Treppe vom holperigen Pflaster unter dem steinmehrgeschmückten Türbogen in die kühle Apotheke, deren süßliche Gerüche sich mit dem angenehm beizenden Schmauch von Gerberlohe mischen. Unten am Fluß entlang schwenken die gelbschurigen Gerber die Felle, legen sie in die Bohgruben und schaffen sie zu arbeitsgerechtem Leder um. Aus den Bergbachstälern, die sich rauschend in den größeren Fluß ergießen, fahren Waldbauern und Holzknechte die Schälrinde auf hochbepackten Wagen in das Städtlein. Hinter ihnen knarren die Ochsen-Fuhren mit riesigem Langholz, das bei den Sägereien ins Wasser geworfen wird. Bald glückt die blanke, hartzahnige Scheibe durch die Stämme und zerteilt sie in Balken und Bretter. Feiner Holzstaub tanzt in der Luft und noch feinerer Harzduft schwebt heilsam in die Breite.

So greift eins ins andere. Droben im alten Herrensitz haufen freilich keine Grafen mehr. Aber die Gewaltigen des R. Amtes schauen dort nach dem Rechten und wahren die Tradition der Macht. Unter ihnen mannigfaltige Geschäftigkeit. Altväterliche Gewerbe sind als vererbte Handlungen daheim in den behäbigen Bürgerhäusern, wo unter den Wohnungen Ställe fürs Vieh eingebaut sind. Am offenen Fenster sitzen die Schuhmacher und Sattler und verarbeiten das vom Gerber gelieferte Leder. In hellen Werkstätten fließt der Hobel über das blühweiße und honiggelbe Holz, und unter der Hand des Tischlers entsteht gediegener Hausrat. Nebenan dreht der blauäugige Drechslermeister Schrant-Füße, Säulentnäuse, Stock- und Schirmgriffe, daß gekrümmelte Spanschnipsel um ihn herum fliegen. Tuchmacher, Flaschner, Seiler, Kupferschmiede, Seifensieder gehen

(jetzt unter erschwerten Umständen) ihrer Arbeit nach. „Wenn nur emol der Krieg vorbei wär,“ seufzen sie.

Am liebsten aber steh ich im kühlen Hof beim Hafner. Den Mann mit dem lehmverschmierten Schurz und den kräftigen Händen unwittert der Hauch des ältesten Handwerks. Aus einem Lehmklumpen schuf der Herr den ersten Menschen. Was in so einem grauen Schmutzballen alles steckt, sieht man ihm auch nicht auf den ersten Blick an. Aber ist erst einmal ein plumper Topf daraus geknetet, ist's nimmer weit zum Krug, zur Urne, zur Schale, zum artigsten Kunstwerk. Gibt's etwas Vollendeteres in geformten Zweck und zweckmäßiger Form als eine antike Vase? Kein Wunder dichtete sich die Phantasie den Menschen, das oberste Kunstwerk der Natur (wie er sich in seiner Eitelkeit gerne nennt), als aus einem Lehmklumpen gemodelt. Da sieht der Meister, ein einfacher landesüblicher Hafner, streift sich die Schlappen von den Socken und dreht mit den Füßen die Scheibe. Dann paßt er einen faustgroßen nassen Lehmloß darauf. Unter dem Druck der beiden Hände rundet er sich schon minder unförmig. Nun preßt er den Daumen darauf; eine Höhlung entsteht, ein Rand wirft sich auf, eine Schale tanzt auf der Scheibe. Er steckt die Finger hinein, zieht die Wände in die Höhe, ein Becher wächst lustig empor. Mit der Faust von innen eine Ausbuchtung zuwege gedrückt, mit dem Finger von außen unter dem Rand eine Rille gezogen, und ein anmutiges Töpflein zeigt wirbelnd seine Reize von allen Seiten. Soll's als Milchännlein dienen, wird eine Schnauze hineingestupft und ein Henkel angeschweift. Ein Draht, über die Scheibe entlang geführt, schneidet das Gebilde von seinem Untergrund. Auf einem Brett kommt es in die Sonne zum Trocknen, ehe es mit Bleierzglasur bedeckt samt den anderen in den Brennofen wandert, der nur alle paar Wochen geheizt wird. Daneben stehen Tassen, Schüsseln, Häfen und dergleichen einfache Gegenstände, wie sie die Frau in der Küche braucht.

Nichts Bergnüglicheres und Lehrreicherer als ein solches Umherwandern in den Werkstätten. Man tauscht Gespräche mit den Leuten, von denen wohl einzelne dem Sprüchwort von der schwäbischen Grobheit alle Ehre machen, und fühlt die Zugehörigkeit zu diesem schaffigen, kernigen Volk in allen Nerven.

Da ist noch einer mit einem Beruf, der in die ältesten Zeiten der Menschheitsgeschichte zurückführt; aber der haust nicht in Gewinkel der Gassen; den muß man über den Tannenwäldern suchen, die jetzt munter sind von Heidelbeerpflückerinnen, dort wo der dunkle moosige Forst aufhört und das Erdreich dünn über steiniger Schicht liegt. Tausende niedrige, würzige Gräser, Kräuter und Blumen schmücken den kargen Boden in leuchtender Fülle, und da steht in langem, dunklen Mittel inmitten der ruspenden Schafe der Hirt. Die Schippe unter dem Arm, den weiterfärbigen Hut über dem braungebeizten Gesicht, stapft er langsam übers Weideland, zu Häupten den unendlich weiten Himmel, zu Füßen das vielfältig geteilte Land mit Wäldern, Wiesen, Fleckern und Dörfern. Seit Jahresfrist hütet er seine Herde allein, nur vom treuen zottigen Hund unterstützt. Damals wurde sein Gefährte unter die Waffen gerufen und hat seitdem sein Leben fürs Vaterland gelassen wie so viele. All die Jahre vorher, seit der Bubenzzeit haben sie selbänder gehütet, wie ihre beiderseitigen Väter es vor ihnen schon geübt.

Auch die friedliche Natur hierzulande bannt die Bilder nicht, die von draußen hereinstuten. Wie ein elektrisches Wellenmeer schiebt der Krieg seine unheimliche Spannung in die entferntesten Dörfer und Hütten. Nirgends merkt man heftiger als da, wo die einzelnen Höfe verstreut und scheinbar zusammenhanglos liegen, die einigende Kraft der gleichen Not, die uns Volksgenossen alle in den ehernen Ring der Bruderschaft spannt. Unvergeßlich und wie ein Symbol des opferbereiten Schmerzes steht mir die Bauersfrau vor Augen, die auf der Höhe der Straße stumm und tränenlos dem Mann, dem Vater ihres Bubens, nachwinkte, der nur auf den Weg vor sich sah, auf den er zum Bahnhof im Tale ging, um von da zu seinem Regiment zu fahren. Sie stand und winkte, stumm und tränenlos, mit der freien Hand das Büblein haltend, bis der Feldgrau vom Grau der Straße nicht mehr zu unterscheiden war, bis die Erde ihn gewissermaßen verschluckt, verschlungen, in sich eingefogen hatte, bis Kämpfer und Heimat eins in einem waren.

Hugo Salus.

(Zum 50. Geburtstag, am 5. August.)
Von Dr. Anselm Meist.

Vorenz Sterne mit seiner scherzhaft-tiefsinnigen Namenphilosophie im Tristan Chandy hat vielleicht doch Recht gehabt: nenne ein Kind Alexander oder Cäsar oder Hercules und etwas von der aufwühlenden Energie und nicht ruhen lassenden Größe dieser Heldennamen wird auch in sein Leben übergehen; wohingegen die Mikodemusse und Thomasse gewöhnlich das heiter-gefällige Dasein

bevorzugen. Zwischen den titanisch grübelnden oder mystisch schwärmenden Namen unserer Dichter klang dieser Generation schon immer derjenige von Hugo Salus wie friedvolles Glockengeläut ins Ohr; ein bißchen Wehmut, ein bißchen Sentimentalität, und im übrigen recht viel dankbare Daseinsfreude und ein zäher unverwundlicher Optimismus — das schien hier von je gegebene „Heils“-Botschaft. Und zu solch fünfzigjährigem Optimismus, da er sich immer wieder behauptet, muß man denn heute gratulieren, heute im schrecklichen Schlachtengemebel vielleicht bewußter noch als sonst, wie denn Salus selbst schon früher sang:

... und flüchte mich zum Lied, wie oft im Kriege
In Gärten das Entscheidungsmorden wütet.

Hugo Salus ist im Privatleben Arzt, und so hat er viele, viele Male bereits — man liest es auch aus seinen Gedichten und Novellen — an Sterbebetten gestanden; aber seltsam, den Tod in seiner letzten schrillen Sinnlosigkeit und Disharmonie hat er doch niemals gesehen oder sehen wollen. Und liebt ihn andererseits immer wieder und wieder als Motiv — nämlich eigentlich nur jenen Tod in Rosen, dessen Spitze mit Blumen umwunden ist. So hatten ihn unsere frühen Anatreontiker auch einst gesehen, die Gleim und Höltz, und so möchte man ihn fast einen späten Nachfahr jener ersten Anatreontik in unseren Tagen nennen. Seine Verbände nehmen denn wohl nicht zufällig ihre Titel wieder von der Flur als dem uralten Wilde des Werdens und Vergehens; da finden wir eine „Ernte“ und „Neue Garben“ und einen „Reigen“ — nicht einen müden und ironisch spottenden Herz- und Hirnreigen, wie ihn Schnitzler aus irgend einem Vogenetischen des Lebens erblicken will, sondern den melancholisch abschnurrenden Stundenreigen selbst, den unerbittlich die fremde Parze stellt und bewegt. Aber indem wir Hugo Salus so, literarhistorisch, eine gewisse Eigenart in der dichterischen Zeit — schon aus einer unleugbaren Vielsamkeit und Variabilität seines Talents heraus — keineswegs abstreiten, ist es interessant, zu verfolgen, wie in einer so vorwiegend weiblichen, rezeptiven Seele wie der seinen die Entwicklungsfurchen eines ganzen Jahrhunderts oft neben- oder übereinanderliegen und sich kreuzen, allerlei Gebilde und Metamorphosen, für die Geschlechter notwendig waren, nicht selten in derselben Ebene des Individuums vereinend. Zunächst und zutiefst kommt freilich die nationale, die österreichische zum Beschaulich-Sinnreichen, Allegorischen neigende Wesensart — er ist zu Leipa in Böhmen geboren und lebt in Prag —, die uns so leicht, auch ohne direkte Beeinflussung, in mancher elegischen Metapher, manchem melancholischen Stimmungsbild an Grillparzer und Lenau gemahnen mag. Dann aber zeigt sich eine unmittelbare Erziehung und Heranbildung zu jedenfalls tadelloser Rhythmik durch die gute Lyrik einiger Deutscher und Schweizer, durch Keller und Conrad Ferdinand Meyer einerseits und Storm, Mörike und J. G. Fischer andererseits — und über Gedichte ihrer Art und Kultur ist Salus doch eigentlich nie hinausgewachsen. Aber er besitzt verschiedene Gaben, die ihn als guten Mittel- und selbst auch Mehrerer jener spröden lyrischen Schätze, die ohne ihn vielleicht noch nicht so vielen ihre Schönheit offenbart hätten, erscheinen lassen. Er bedeutet damit für den deutschen Süden etwa daselbe, was Gustav Falke für Norddeutschland gewesen ist — und beiden hat sicher auch eine gewisse popularisierende Note in der Lyrik einen größeren Leserkreis, als den oft schwierigen Originalen, zugeführt. Dazwischen war nun aber der nicht S i n n (Idee) und Rhythmus, sondern direkt A n f a u u n g und Rhythmus in tieferer Einheit bindende Detlev von Wildenbron erschienen: man muß heute sagen, daß weder Falke noch Hugo Salus in vielen trefflichen und gemeinhin ja als „schön“ geltenden Gedichten es verstanden haben, die gewaltige Kunst der wirklich neuen Wort-Bedeutung, der Sprachschöpfungen, ihrer Lyrik dienstbar zu machen. Das liegt letzten Endes natürlich an Grundanlagen der Begabung. Dem mehr sinnreichen, frauenhaft-weichen, von empirischen Zufälligkeiten des Lebens ausgehenden Dichter liegt natürlich von vornherein mehr die irgend eine Beobachtung, eine leichte Philosophie, ein „sinnbildliches“ Erlebnis fest und klar darstellende „Strophe“, als die einfach temperamentvolle Dingabe an Sinnliches, Visionen, Bilder, Impressionen — Worte. Er läßt sich niemals „stürzen“, er geht gewissen Richtlinien nach, mögen sie auch unbewußt bleiben. Immerhin hat Hugo Salus die Einflüsse auch seiner Zeitgenossen genügend erfahren, zuweilen glaubt man Rilke'sche und auch Hofmannsthal'sche Klänge zu vernennen, denen gegenüber seine Poesie doch antipodisch verharrt. Denn immer will diese etwas „darstellen“, bestimmte Themen, Motive ausführen, öfter ein Ereignis, öfter eine Legende, oft pädagogisch etwas für Kinder sagen — wie denn Salus einige gute Kinderlieder geschaffen hat —, selten begegnen wir in vielen schwungvollen und rhythmisch leicht dahingleitenden Versen dennoch einem Wort, das a u s i c h offensichtlichen Charakter hat, und nur durch das Wunder eben neuer Welten erschließt. Einmal aber hat auch er den Gesang selber, die „Terzinen“ singen lassen:

Mein Auge schwebte in die blaue Weite,
Jetzt wallt es talwärts mit den Serpentinien;
Mein Herz gibt singend ihnen das Geleite
Und steigt zu Tal in klingenden Terzinen . . .

Salus hat auch einen Band Novellen herausgegeben — er nennt ihn bezeichnend die „Novellen des Lyrikers“ (1900). Es sind auch meist lyrische Stücke im Sinn des Lyrikers Salus, nur daß ihm ja gerade nach dem über die Gedichte Bemerkten episches Talent keineswegs versagt ist, vielleicht sogar Grundnatur ist und vielfach nur die Neugierungen verwehrt. Im Mittelpunkt

steht oft das architektonisch so schöne, altersgraue Prag — und wenn Salus von diesem Prag erzählt, kann man nicht umhin, ihn doch als zugehörig und wesensverwandt zu empfinden innerhalb des reichen Kranzes von Prager Dichternamen, die in der Moderne sich hervorgetan haben. — Auch ein Schauspiel „Susanna im Bade“ hat Salus geschrieben, voll rhetorischer Gewandtheit in der Diktion, nur ohne eigentlich dramatische Entwicklung. Möge dem Fünfszigjährigen vor allem die Selbsterkenntnis seiner Lebensphilosophie treu bleiben!

Orient und Okzident.

Eine Plauderei von Helene Böhlau.

Ich habe manches Schöne und Gute im Leben gehört und gelesen, habe mir von manchem die Seele wahrnehmen lassen, habe mir von manchem die Augen bereitwillig öffnen lassen; aber nichts ist dem zu vergleichen, nichts zieht die Schleier uns so von den Augen, als wenn das Schicksal uns aus den gewohnten Verhältnissen führt. Wenn das blüht, der soll seinem guten Stern auf den Knien danken, vorausgesetzt, daß er ein offenes Herz hat, daß er es versteht, dem Guten freundlich zu begegnen, auch, wenn es in einer für ihn fremden Form herantritt.

Ich wurde in dieser Hinsicht vom Schicksal gar wohl geführt, ließ Europa mit all seinen Herrlichkeiten weit hinter mir, und vor mir tauchte der Orient wie eine neue Welt auf. Von dieser Zeit an die neuen Länder und Menschen mit den alten vergleichend, wußte ich erst, was eigentlich Europa war, von dieser Zeit an kannte ich erst unsere Vorzüge und Nachteile. Was ich im Orient gesehen und gelernt habe, wird mir keine Zeitwelle je wieder aus der Seele spülen können. Mir war zumute, als käme ich in eine langvermisste Heimat; wie eine weiche, erlösende Melodie legte sich mir, was ich sah und hörte, um Herz und Sinnen. Ja, das war es, ich hatte es gefunden, wonach ich mich mein Lebtag gesucht: die Flucht aus unserer Zeit mit ihrem Hasten und Treiben, mit ihren Maschinen, mit ihren Eisenbahnen und Mietskasernen, mit ihren ungeheuren Ordnungen und Vollkommenheiten, mit ihren Kanonen und Grand-Hotels, mit ihrer imponierenden Bildung, mit ihren abgearbeiteten, in Pflichten eingezwängten, früh gealterten Menschen, mit ihrem ungemessenen Stolz auf alle diese Vorzüge.

Und wer wird diese Vorzüge bestreiten oder auch nur daran mäkeln? Gewiß niemand Nennenswertes, nur einfältige Leute, die von der Sache ganz und gar nichts verstehen, solche Leute, die es ins Herz trifft, wenn sie ein gemütliches, kleinbürgerliches Häuschen im grünen, wohlbewachsenen Garten niederreißen und statt dessen einen riesigen Ziegelbau aufzuführen sehen, solche Leute, die den Wert unserer ungeheuren mechanischen Fortschritte nicht genügend zu würdigen wissen und sich allen Ernstes fragen, ob wohl irgendwie das Glück, das Wohlbefinden, die Zufriedenheit der Menschen durch die gewaltige Ausdehnung der Eisenbahnen gefördert worden ist, oder durch die ungeheure Wucht der Maschinenindustrie, oder dadurch, daß jedes Ding jetzt fabrikmäßig hergestellt wird, daß alles, wonach wir greifen, Fabrikware ist, das heißt: daß jeder Gegenstand unerbittlich gleichmäßig tausend und abertausendfach durch Maschinen gestampft, gewalzt, gegossen, geblasen, gepreßt, gewebt, gedruckt wurde, daß jeder Gegenstand in seiner unendlichen Wiederholung einer Ueberflutung gleich die Menschheit überflutet.

Jede einzelne dieser Wiederholungen ist vielleicht, wenn es glückt, untadelhaft, praktisch gut von Ansehen, glatt, aber ohne Seele, kommt nicht von Hand und Herzen und geht nicht zu Herzen. Ist man im Besitze eines solchen Fabrikwarengegenstandes, kann man ihn wohl benutzen, aber nimmermehr lieben. Nun geht aber einmal durch die Straßen von Stambul, wie ich gegangen bin, und versteht die Leute, so wie ich sie verstanden habe, — da sitzen sie fleißig in ihren engen Bretterlädchen, die von Neben überwuchert sind, und treiben ihr Handwerk ohne Hast, still und friedlich. Jedes Ding, das sie unter den Händen haben, gestaltet sich eigenartig. Schauen wir in die kleine Bude eines der geschickten Holzpantoffelschneider. Da findet ihr kein Paar der zierlichen Pantöffelchen, das einem anderen Paare gleicht, so wenig wie ein Tag eines Menschen dem andern gleicht. Wenn ihr des fleißigen Schneiders Pantöffelchen so recht verständnisvoll beschaut, so werden euch die zierlich eingelegten Kanten und Füllungen aus Perlmutter, die die Pantöffelchen schmücken, gar Vieles sagen. Hier, diesem kleinen Pärchen hat unser Meister sich ganz besonders hingegeben, da hat er einen ruhigen, friedvollen Tag gehabt, da ist's ihm wohl gewesen, da hat er stetig und beglückt gearbeitet mit gesunder, ausdauernder Geduld. Und hier, bei diesem anderen Paar, da war sein Herz bewegt, da war er nicht so friedlich wie sonst, da hat er in das dunkle Holz allerlei wunderliche Schnörkel und Arabesken aus Perlmutter gefügt, launenhaft, vielleicht etwa so wie Chopin komponierte. Und jetzt dieses oder jenes der niedlichen Paare an, immer werdet ihr eine Art Eindruck der Stimmung erhalten, in der sie gefertigt wurden.

Und dasselbe findet ihr in allen Werkstätten der friedlichen Straßen Stambuls. Betrachten wir einmal den Weber. Wer den ganzen Rauber orientalischer Stoffe kennt, der wird mich verstehen, wenn ich sage, daß jeder derselben einem unter den Ringern lebendig wird. Sie sind von der Eigenart ihrer Verfertiger wahrhaft durchdrungen. Sie haben Seele. Der Orientale faßt das Wesen seiner

Verkleidungsstoffe tiefer auf als wir. Sie sind eins mit ihm, sie schmiegen sich an seinen Körper an wie zu ihm gehörig. Sie sind nichts Fremdes. Ich kenne den köstlichen Wert dieser Stoffe, und wenn ich meinen Wäschekorb öffne, in dem kein einziges der kalten, leblosen europäischen Wäschestücke liegt, nur meine leberdurchdrönten orientalischen Gewebe, da bin ich stolz auf meine Schätze und bräute es nicht übers Herz, den allerbesten Freunden, denen ich alles andere gerne gönnen würde, auch nur ein winziges Stückchen davon zu lassen. Ja, ich habe schon gedacht wie ein echter Weizhals, daß es mir einmal leid tun würde, meinen Wäschekorb auf Erden zurücklassen zu müssen; — aber was steigen auch aus diesem Kasten für Bilder auf! Mein herrlich geliebtes Stambul mit seinem stillen Behagen auf Straßen und Gäßchen, mit seinen schimmernden Ramadan-Nächten, mit seinem würdigen, gestüteten, sanften Volksleben!

Welche Bilder! Blinde Bettler, die zum Lohn für eine kleine Gabe auf des Gebers Kleid mit vornehmer Dankbarkeit im Ausdruck ein paar Tropfen Rosenwasser träufeln, Reichen weisheitsvoller Mädchen, die in weißen Schleiern und weißen Kittelchen stillvergnügt und unbeachtet unter hohen Cypressenwäldern wandeln, nächtliche Volksfeste, bei denen sich die Herzensbildung, die schönen Formen jenes Volkes wahrhaft bewunderungswürdig zeigen! Es steigen Bilder auf, die mir so sehr zu Herzen gegangen sind, daß ich nicht müde werden könnte, davon zu erzählen und zu schreiben, so oft ich es auch tat. Wer die Wahrheitsliebe der Orientalen kennen gelernt hat, dem wird es bei uns nicht so rasch wieder heimlich werden. Die angeborene Vornehmheit dieser Menschen läßt den Trieb, zu heucheln, nicht so stark wie bei uns durchbrechen. Sie tragen kein Verlangen darnach, sich mit Gott weiß was auszustaffieren, verachten den Herzenszug, sich und alles, was sie angeht, zu beschönigen. Ihr findet dort wohl auch Betrüder und Betrüderinnen, doch weniger als bei uns. Man würde sich ein Bestreben, sich als außerordentlich fromm und ehrbar zu zeigen, dort gar nicht verstehen, ja, man würde es verachten, es ist der kindlichen Natur jener Leute zuwider, ist auch für sie nicht nötig, denn Sitten, Gewohnheiten, ja Gesetze, sind von solch kräftiger Religiosität durchdrungen, daß ein jeder ohne besondere Anstrengung reichlich und mit den anderen gleichmäßig davon abbekommt. Auch im Streben nach Ruhm, Ehre und Erwerb herrscht eine naivere Anschauung als bei uns. Sie sind der wahren Lebensweisheit etwas besser auf die Spur gekommen als wir, und die Anschauung, die sie von jenen Gütern haben, gipfelt in dem Endergebnis: leidlich genügsam zu sein. Ich rede hier von dem gesunden orientalischen Volke, nicht von denen, die sich europäischem Einfluß hingegeben haben. Wo man auch das orientalische Leben erfährt, liegen seine Mängel und Vorzüge klarer als bei uns zutage. Ihr werdet selten finden, daß den Dingen eine so dicke Maske übergestülpt ist, wie bei uns. Daher ist es so leicht, über orientalische Sitten, Gesetze und Lebensgewohnheiten hochmütig abzuurteilen. Ich könnte tausenderlei herausgreifen, um das zu beweisen, was ich sagte, will mich aber hier mit einem Beispiel begnügen:

Auf den ersten Blick scheinen uns die europäischen Frauen vor den orientalischen unvergleichlich bevorzugt zu sein, und dieser erste Blick wird für die meisten so überzeugend sein, daß es sich für sie einer weiteren Untersuchung gar nicht lohnt. Nach einem ersten Blick aber dünken wir uns gewöhnlich weiser, als nach einem zweiten, zehnten oder hundertsten.

Wir wissen, daß die Frau im Orient vom öffentlichen Leben, vom Verkehr mit ihr fremden Männern völlig ausgeschlossen ist. Sie ist einzig und allein auf ihr Haus, ihre Familie, ihre Verwandten und die Verwandten ihres Mannes angewiesen und auf einen harmlosen Naturgenuss. Die Schranken, in denen sie sich bewegt, sind streng gezogen; aber sehen wir genau: diese Schranken umschließen das Wirken des Weibes in seinem ganzen Umfang. Alles, was ein ruhiges Glück ausmacht, ist in diesen Schranken geborgen. Manches, was Unruhe, Verwirrung, Unklarheit bringt, ist ausgeschlossen. Und zwar ist dieses eingefriedete Leben der Frau unendlich wohlbehütet und gesellig. So ein türkisches Mädchen oder eine türkische Frau ist gegen alles, was in Europa Gemeines, Wüßtes, Niedriges, Elendes an ein Weib herantreten kann, unnahbar geschützt. Nichts dergleichen, was bei uns tausend und abertausend Opfer fordert, ist dort denkbar. Das Weib in seinen ihm eigensten Angelegenheiten steht dort auf weit sicheren Füßen als bei uns. Im Orient gibt es keine Mutter, die nicht zugleich Frau wäre. Kein Mann würde sich finden, der sein Kind und die Mutter seines Kindes verleugnen könnte. Für beide wird er einsteht. Sie sind ganz seiner Sorge anheimgefallen. Das jammervollste Verbrechen, daß eine Mutter ihr Kind tötet aus Angst vor Schmach und Not, ist dort ein unmöglicher, unfasbarer Gedanke. Der Hauptgrund, daß sich das orientalische Leben von dem unseren so verschieden in dieser Beziehung gestaltet hat, ist wiederum der, daß die Orientalen ohne Beschönigung mit den Dingen rechnen, wie sie sind. Bei uns in Europa ist ein Moralsystem gebaut, das sich ausgezeichnet ausnimmt. Es setzt, um bestehen zu können, große und edle Tugenden voraus und ist gewissermaßen das Siegel, die Bestätigung dieser Tugenden. Die Natur aber, die menschliche Natur, ist dieselbe im Orient, wie im Okzident — sie bindet sich an kein System, welches es auch sei. Bei den Orientalen geht alles seine ruhigen Wege, da sie dem Laufe der Natur gewissermaßen wie einem Bache folgen und sich klug an dessen Ufern niederlassen. Es geschieht nichts, um den Schein außerordentlicher Tugend und Vortrefflichkeit intakt zu erhalten. Es brauchen nicht ungeheure

Dyfer fallen, damit Unendliches beschönigt, Unendliches verborgen, Unendliches erheuchelt werde.

Im Orient wie in Europa sind die Weiber mit Recht oder Unrecht als das Schwache, in jeder Weise zu bevormundende Geschlecht betrachtet und behandelt. Der Orientale bleibt dieser Ansicht in jeder Hinsicht treu, die orientalischen Weiber sind die bevormundeten in jeder Weise, auch wo es ihnen zugute kommt, auch wo sie Vorteil aus dieser Stellung ziehen. In Europa ist das Weib ebenso das bevormundete schwache Geschlecht, aber hier fordert die Schwäche nicht allein zum Schutz, sondern auch zur Ausnutzung auf. Die furchtbarsten Mißstände, die aus dem sozialen Leben der beiden Geschlechter entstehen, fallen in ihrer ganzen Schwere hauptsächlich auf das Weib, und so furchtbar diese Mißstände sind, die der bevormundete Teil der Gesellschaft tragen muß, wird dennoch nie die Lage des europäischen Weibes in ihrer ganzen Hilflosigkeit dem Beschauer vor Augen liegen, denn es ist ein buntes, schillernder Schleier, gewebt aus allerlei Lustbarkeiten, Höflichkeit, schönen Nebenbarten, leeren Formen, Zerstreunungen, Wichtignerkeiten, über das ganze Elend geworfen, so daß ein voller, klarer Einblick nicht gestattet ist.

Ich lobe mir in dieser, wie in mancher anderen Beziehung den Orient, nicht etwa, weil ich dort die Dinge so ausgezeichnet und wünschenswert gestaltet finde — das nicht, durchaus nicht — einzig und allein, weil es dort wahrer ist. Nicht umsonst haben die Mohammedaner ihre schlimmste Hölle, die sechste, nur den Deutschen bestimmt.

Wir aber verstecken uns und alles hinter Worten. Es ist ein gesunder Eindruck, wenn wir aus den mit uns verwachsenen Verhältnissen, die mit uns eins geworden sind, vom Schicksal herausgeschält und in andere eingeseht werden. Da sehen die verschleierte stumpfen Augen mit einmal etwas wahrer und heller. Keine Weisheit der Welt kann solche Erkenntnisraft in uns schaffen, wie ihn ein Blick in völlig fremde Verhältnisse uns schenkt. Und wer so recht in ungewohntes neues Leben geschaut hat, der kann so ganz stumpf, so ganz befangen sein Lebtag nicht wieder werden.

Ich möchte wohl wissen, neugierig, wie die Lage des europäischen Weibes sich ausnehmen würde, wenn alle schönen Nebenarten, alles Wichtigkeit mit Worten, alles Bemänteln mit Worten, alle süßen und zarten Nebenarten verschwunden wären, die diese Lage so unergründlich verschleiern; möchte wohl wissen, wie sich die ungeheuren, unübersehbaren Scharen schutzlos preisgegebenen, in den Schmutz getretener Mädchen ausnehmen würde, die, im Gegensatz zu den ehrbaren Frauen, und damit die Ehrbaren ehrbar bleiben können, ihr Dasein in Verachtung und Entwürdigung hinbringen, die Kinder ohne Väter, die Mörderinnen, die Verleugneten, die Verlassenen, diesen ganzen Trost, über dessen Elend und Untergang sich ein System erbaut hat, das sich durch solchen Jammer süßen und halten muß, das ohne solches Elend unmöglich wäre. Ich möchte wohl wissen, wie sich dies alles ohne die vortrefflichen Worte, die so meisterhaft verschleiern, drehen und wenden können, ausnehmen würde.

So wäre ich auf mancherlei recht neugierig, von dem ich hier unklugerweise plauderte, weit neugieriger, als es scheint, wenn man etwa meine Neugier nur nach dieser höchst leichtsinnigen Plauderei beurteilen wollte.

Ein religiöses Volksbuch.*)

Es ist von einem katholischen Priester geschrieben. Und es gibt sich auch offenherzig und geradeaus als ein Buch für katholische Christen. Dennoch kann ich als evangelischer Pfarrer ein Wort herzlich Freude darüber schreiben. Denn des Gemeinsamen und Verbindenden zwischen dem Büchlein Heinrich Mohrs und unserm evangelischen Leben und Erleben ist so viel, daß das Buch auch von einem guten und aufrichtigen evangelischen Christen mit herzlichem Gewinn gelesen werden kann. Und dann ist eine besondere Gemeinsamkeit zwischen dem Verfasser des Büchleins „Gottesstreiter“ und mir vorhanden. Er geht dieselben Wege, die ich seinerzeit in meinem Buche „Glockenschläge aus meiner Dorfkirche“ gegangen bin: auf dem Wege, die Gedanken unseres Christenglaubens in schlichter, ganz volkstümlicher Form zu bieten, so daß gerade die einfachen Gemüter, die so gerne nach einem stärkenden und erbauenden Wort greifen, etwas haben, das ganz besonders für sie gemäht ist. Die Volksschriftsteller sind selten geworden in unserm Volke. Denn die Dichter sind zu vornehm geworden. Darum ist jeder, der es versteht, in der Mundart des Volkes zu sprechen, doppelt herzlich zu begrüßen. Diese Mundart des Volkes spricht aber Heinrich Mohr mit köstlicher Sicherheit und herzauffassender Innigkeit. Es ist einem beim Lesen des Büchleins zumute, als sähe man wieder — so wie ich als Kind manchmal gefessen bin — auf der Bank hinter dem Tisch eines unserer Bauernhäuser und hörte zu, wie der Vater oder der Nehn sein Gedanken sagte, sein und tief ausdrückte über alles, was Herz, Zeit und Welt

*) Heinrich Mohr, Gottesstreiter. 231 S., geb. M. 2.—, geb. M. 2.00. Rempten, München. Jos. Kösel.

Verantwortlicher Leiter: Gustav Nepper. — Druck und Verlag der C. F. Müllerschen Hofbuchhandlung m. b. S. — Nachdruck sämtlicher Artikel verboten. — Für unbenutzte Manuskripte wird keine Verantwortung übernommen.

Bewegt. Wie viele Poesie in der einfachen Volkssprache und den fernigen Volksgleichnissen liegt, das ahnen nur wenige, die in der Stadt und der städtischen Dichtung groß geworden sind. Und unsere städtischen Dichter, die Bauerngeschichten schreiben, verfahren viel mehr nach dem Rezept „wie er sich räuspert; wie er spuckt!“ und meinen wunder, wie vortrefflich sie den Bauern getroffen haben, wenn sie ihn möglichst derb, möglichst im Stallkittel und mit der Mistgabel abporträtiert haben. Drum geht mir immer das Herz auf, wenn ich einem Poeten begegne, der ein ernstes, wahres und tiefes Herz für unsere Bauern hat und ihnen auf den Grund der Seele schaut. Zu diesen Poeten gehört Heinrich Mohr.

Sein Büchlein enthält allerdings keine „Gedichte“ und doch — edle Dichtung. Es sind Andachten — „Predigten“, wird manch einer etwas von oben herunter sagen — aber jede rechte Predigt muß etwas von einer Dichtung haben. Denn sie muß hervorgeruhen sein aus einem begeisterten und ergriffenen Herzen, das die Herrlichkeit eines Lebens aus dem Heiligtum geschaut hat und mit neuen Zungen zu verkündigen versteht.

Ins Feld hat er diese Betrachtungen geschrieben. Größe aus der Heimat an die Tapferen und Bedrängten. Und wie herzlich grüßt diese Heimat: „Weißt du eine warme Hand und zwei lichte Augen und einen Mund so frisch und rot? Die Augen standen voll Tränen, und den Mund hast du geküßt, und die Liebe, liebe Hand hielt die deine fest, als du fortziehen mußt in den Kampf der heiligen Not. Du hast sie noch etwas gefragt, ehe du gingst, ganz leise, leise: ob sie dir auch treu bleiben werde. Die Schwalbe auf dem Dache hat das leise Wort aber doch gehört. Nun ist sie heimgekehrt und fliegt wieder um das Haus. Was schwärzt sie dem Mägdlein ins Ohr, wenn es an der grünen Hecke steht und den weißen Wölllein nachschaut, die zum Geliebten Grüße und Gebete tragen? Rideri, rideri — ist treu er dir? Zwei Rosen brach sie dir noch ab: wenn du ihr deinen Schwur brachst, sag, müßte nicht beim Wiedersehen der Rosenstrauch verdorren?“ Ist das nicht wie ein Volkslied, entsprungen aus einem Herzen, das im deutschen Heimatboden den Quell der Poesie hat rauschen hören und daraus getrunken hat einen lautereren Trank?

Und ins Feld hinaus kommen alle die lieben Bilder von der Frau, wie sie ihre Kindlein abends ins Bett bringt und mit ihnen das treuherzige Gebet spricht für den fernem Vater, von der Bäuerin, wie sie den Pflug führt und das gesegnete Brot im Frühjahr auf den Tisch legt, von den Pfingstrosen, die im Gärtlein vor dem Hause blühen, und von der schweren Halmelast, die über den Ackerland hängt, während die Wachtel im verschwiegenen Grunde nimmer müde ruft: „Sei wohlgenut, Gott schüßt das deutsche Land!“ Und die vielen sinnigen Volksgebräuche, die im katholischen Volk bis zum heutigen Tage lebendig geblieben sind, geben allen diesen Bildern eine heimlich traute Farbe: die drei Kreuze, die in das erste Brot aus dem neuen Korn geschnitten werden. Die ersten drei Saatwürfe, die in den drei höchsten Namen getan werden. Der Flugang, wenn das Korn im Winde silbern glänzt! Da tut sich das Herz der Heimat auf. Denn das Herz der Heimat heißt jetzt noch für den rechten Bauernmann: Herrgott!

Aber alle diese Grüße wollen nur eins: sie bringen die Treue von der Heimat in die Front, wo sie die Treue der Männer stählen und aufrecht halten wollen. Es ist etwas Wundervolles, wie Mohr dieses eine Thema von der Treue in tausend immer neuen Melodien zu behandeln weiß. Da ist es einmal der Held der Treue, Jesus selber, der mit dem Kreuzhaken vor uns vorüberschreitet, gemalt wie auf den alten Holzschnittblättern eines Dürer und Schüsselin, dann sind es Trutzgestalten aus der Heiligengeschichte, Franziskus von Assisi mit seinem Bruder Massäus, die Margareta von Cortona — so frisch geschildert, daß der Nofendust dieser sinnigen Dichtungen aus dem Mittelalter einen umweht. Aber auch aus den Dichtungen der neueren Zeit hat der Prediger geschöpft: Raabes gewaltige Schilderung von dem Tischler, der längst die Bretter zu seinem Sarge zu rechtgestellt hat, Nofegger mit seinen Bauerntragödien wissen allerhand zu sagen von dem „Vergänglichem, das nur ein Gleichnis“ ist. Und in Hunderten von Einzelzügen redet das gewaltige Geschehen der Gegenwart zu uns: es ist, als ob der Prediger selber draußen gewesen wäre und die Härte und Größe, die Schrecken und die Kraft dieses Kriegserlebens an dem eigenen Leibe erfahren hätte. Aber über alles hinweg geht der Geist eines herzlichen kindlichen Gottesglaubens, der die Kämpfer hart und doch stark umschleht. Wie Mutterarme, die sich um das Kind breiten!

So ist dies Büchlein ein Dokument der deutschen frommen Volksseele, die in dieser Not der Welt sich bewährt wie das Gold im Feuer. Wir blühen hinein wie in das stille gute Gesicht der Großmutter, die uns Hans Thoma in seinem Bild „Erster Unterricht“ gemalt hat: mitten in Runzeln und Schroffen das wunderholbe Auge, das eine Welt des Friedens verrät mitten im Streit der Erde!

Karl Hesselbacher.